

Johano Strasser  
Der Intellektuelle und die Religion  
Kanzelrede zum Reformationstag 2006  
gehalten in der Christi-Himmelfahrts-Kirche zu Freising  
am 31.10.2006

Meine Damen und Herren! Liebe Christenmenschen!

Wenn man an einem Tag wie diesem vor evangelischen Christen eine Kanzelrede hält, kommt man kaum umhin, den Blick zurückzuwenden zu den Anfängen des Protestantismus. Was trieb damals, vor fünf-hundert Jahren, die Protestanten an?

Die Zustände empörten sie, Menschen aller Stände, Bauern, Handwerker, Geistliche und Gelehrte. Die Zustände waren nicht mehr hinzunehmen: eine Kirche, die sich den weltlichen Gütern und der irdischen Macht verschrieben hatte, die das Volk dumm hielt, statt es zum Lesen der Schrift und zur Nachfolge Christi anzuhalten, Päpste und Kardinäle, deren Lebenswandel allem widersprach, was die Kirche seit Jahrhunderten verkündete, Inhaber kirchlicher Pfründen, die Entsagung predigten und sich selbst schamlos bereicherten, während das Volk darbt, Ämterkauf und Ablasshandel...

Protest erhob sich, ein Führer fand sich, der ihm Stimme gab: Martin Luther, der Mönch aus Wittenberg, der kein Blatt vor den Mund nahm, der aussprach, was den Leuten die Zornesröte ins Gesicht trieb, der in einem gigantischen Kraftakt die Bibel übersetzte und ganz nebenbei auch noch die deutsche Hochsprache erfand. Das ist die Heldenzeit des Protestantismus.

Ich bin in der holländischen Provinz Friesland geboren. Den Menschen dort sagt man nach, daß sie störrisch sind, aufsässig, antiautoritär. Eine Geschichte wie die vom mutigen Aufrührer Luther, der furchtlos den Mächtigen seiner Zeit entgegentritt, spricht mir gewiß aus dem Herzen. Aber wie so oft, ist auch diese Geschichte zu schön, um wahr zu sein.

Als die geschundenen und ausgebeuteten Bauern glaubten, sie hätten in Luther ihren Fürsprecher gefunden, der sie in ihrem Aufstand unterstützen würde, wurden sie bitter enttäuscht. Der Aufrührer, der Protestant erwies sich als Mann der Ordnung, der die Partei des Adels ergriff und es für rechtens und gottgefällig erklärte, daß man die aufständischen Bauern wie „tolle Hunde“ – seine Worte! - tötet. Reformation ja, Revolution nein. Protestantismus hieß von nun an vor allem geschützte Innerlichkeit, und im Kuhhandel mit der römischen Kirche und den weltlichen Fürsten wurde daraus *cuius regio, eius religio*: wer regiert, bestimmt, was die Menschen zu glauben haben.

An einem Tag wie diesem gedenken die evangelischen Christen dieser unerhörten Ereignisse. Man blickt zurück, mit Stolz, mit Bewegtheit, mit dem Wunsch, sich seiner Wurzeln zu vergewissern. Vielleicht beschleicht den einen oder anderen auch ein wenig Unbehagen. Damals lag Aufruhr in der Luft und die Protestanten gaben ihm Stimme und Richtung. Aber sie bändigten ihn auch, erstickten ihn schließlich. Es war nicht alles heldenhaft, was damals geschah. Die meisten Protestanten flüchteten sich alsbald unter die Fittiche der weltlichen Fürsten, verkündeten, was schon Paulus zu wissen glaubte: „Jedermann sei untertan der

Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit außer von Gott.“ (Römer 13.1) Schlimmer noch: Sie, die Abweichler und Aufrührer wurden, wo sie gesiegt hatten, nicht selten zu intoleranten Eiferern, die die Erfinder der Inquisition in der Verfolgung Andersgläubiger und im Hexenwahn zuweilen noch übertrafen.

Christen, auch gerade evangelische Christen, verwalten ein widersprüchliches Erbe. Das Salz der Erde sollen sie sein und zugleich sich in Demut den Mächtigen fügen, auch wenn diese Unrecht dulden und andern antun, auch wenn sie den Menschen die Freiheit vorenthalten und die Chance, ihr Glück zu suchen? Ich, der ich keiner Kirche an-gehöre, beanspruche dennoch meinen Anteil am christlichen Erbe, weil die Kultur, in der ich lebe, ohne das Christentum gar nicht zu denken ist. (Im übrigen auch nicht ohne das römische Recht, die Stoá und vieles andere mehr, was heute häufig vergessen wird.) Aber was mit diesem Erbe heute anfangen? Wozu ruft es mich auf? Ist da über-haupt noch etwas, das uns zur Reformatio treibt? Ist die christliche Botschaft noch ein Stachel im Fleisch, der uns nicht ruhen läßt, so-lange die Welt ist, wie sie ist?

*Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst!* Kein schlechtes Lebensmotto für einen demokratischen Sozialisten. Für mich liegt in diesem Dop-pelgebot der nach wie vor wirksame revolutionäre Kern des Christen-tums. Liebe dich selbst, liebe das eine Leben, das dir gegeben ist, mit all seinen Freuden und seinem Leid, in seiner ganzen Widersprüch-lichkeit. Und erkenne im Nächsten deinen Bruder, deine Schwester, wie du selbst Gottes Ebenbild und darum deiner Sorge, deiner Liebe, deiner Verantwortung anheimgegeben.

Natürlich kann man auch diesen Satz entschärfen, ihn bloß metapho-risch nehmen, die Liebe entsinnlichen und entweltlichen, so daß nicht viel mehr als ein folgenloser guter Vorsatz bleibt. Für mich hat er im-mer bedeutet: Wende dich den Menschen und der Welt zu! Begnüge dich nicht mit einer Frömmigkeit, die auf das Jenseits fixiert ist, denn als Mensch bist du in diese Welt gesetzt, du hast nur dieses eine Le-ben, hier und jetzt mußt du beweisen, aus welchem Holz du bist.

Früh habe ich Menschen kennengelernt, die ihr Christentum vor allem als Auftrag zu praktischer Nächstenliebe verstanden. Eine evangeli-sche Pfarrerin und ihre Gemeinde, die einer kurdischen Familie Kir-chenasyl gewährten, die sonst von den Behörden ihren Verfolgern ausgeliefert worden wäre, Jesuiten in Brasilien oder Nicaragua, die sich der Armen in den Slums und der landlosen Bauern annahmen, Protestanten in der DDR, die aus Jesajas Utopie einer in Frieden ge-einten Menschheit – *Schwerter zu Pflugscharen* – handfeste Hoffnung schöpften, Menschen allesamt, die, ohne viel Aufhebens von ihrem Glauben zu machen, ihn als Anleitung zu praktischer Menschenliebe verstanden, ihnen fühlte und fühle ich mich zugehörig.

Aber da gab es auch immer die anderen Christen, die den Diktatoren zur Hand gingen, die ihren eigenen wirtschaftlichen Erfolg als Beweis ihrer Auserwähltheit ansahen, die den Armen und Ausgebeuteten predigten, dass jede Obrigkeit, auch das blutrünstige Regime Augusto Pinochets, von Gott sei und daher Respekt verdiene, die die Waffen des Militärs segneten und den Krieg als die große Bewährungsprobe für die Christenmenschen priesen. Auch diese anderen Christen konnten sich auf die Bibel berufen. Ihr Gott war der eifersüchtige, blutrünstige Gott des Alten Testaments, der grausam Rache nimmt und erbarmungslos bestraft, der

die Feinde Israels mitsamt ihren Frauen und Kindern ausrottet, der die Seinen auffordert, *Mann und Frau, Kinder und Säuglinge, Rinder und Schafe, Kamele und Esel zu töten* (nachzulesen im ersten Buch Samuel 15: 3), in dessen Namen Ketzer und Hexen gefoltert und verbrannt wurden und die Kreuzritter bei der Eroberung Jerusalems Zehntausende wehrloser Muslime und Juden abschlachteten.

Je mehr ich in der Bibel las, um so mehr sprangen mir die vielen Stellen ins Auge, an denen Mord und Totschlag im Namen des rechten Glaubens verübt und gerechtfertigt werden. Selbst im Neuen Testament kommt er wieder zum Vorschein, der Kriegsgott des Alten Testaments, in der Gestalt des Messias als brutalen Kriegsherrn, wie ihn die Johannes-Apokalypse zeichnet.

Wie alle großen Religionen ist auch das Christentum, jedenfalls ausweislich seiner Basistexte, eine ziemlich wilde Mischung aus menschenfreundlicher Weisheit und kriegslüsterner Ideologie. Nun kann man sich mit einer historisierenden Lektüre der Bibel behelfen, und viele evangelische Christen tun das. Der Preis ist allerdings, dass dann aus *Gottes Wort* eine von Menschen verfaßte Geschichtserzählung wird. Zum Problem wird der Gott des Alten Testaments und der Apokalypse vor allem dort, wo, wie in den USA, fundamentalistische Christen die Bibel wörtlich verstanden wissen und die Apokalypse des Johannes zum Drehbuch der amerikanischen Außenpolitik machen wollen. Von diesen gibt es in den USA mittlerweile achtzig Millionen, und ihre Zahl und ihr Einfluß nimmt zu – auch bei uns. Wäre angesichts der Tatsache, dass sich gewaltsame Fundamentalisten immer wieder mit einem gewissen Recht auf die jeweiligen heiligen Texte berufen, nicht eine gründliche Selbstreinigung der Religionen überfällig? Wir machen uns Sorgen darum, dass unsere Kinder Gewaltvideos sehen könnten. Müßten wir sie dann nicht auch von Teilen der Bibel fernhalten? Vor allem von der Offenbarung des Johannes, die in weiten Teilen nichts als eine krankhafte Vernichtungsphantasie, ein halluzinierter millionenhafter Mord an Andersdenkenden ist, der sich als Triumph der Rechtgläubigkeit meint legitimieren zu können?

Ich bin hin und her gerissen, wenn ich über mein Verhältnis zum Christentum und zu den christlichen Kirchen nachdenke. Einerseits bin ich froh, daß es die christlichen Kirchen gibt, weil es sonst bei uns womöglich überhaupt keine Orte mehr gäbe, an denen über die Grundfragen der Existenz nachgedacht und mit anderen gesprochen werden könnte. Ich bin froh und dankbar, daß meine Heidenkinder im Rahmen der evangelischen Jugendarbeit Gemeinschaftserlebnisse und Herausforderungen erfahren durften, die unsere Fun-Gesellschaft ihnen sonst kaum bieten würde. Ich habe Freunde unter Theologen, Pfarrern, Mitarbeitern evangelischer Akademien, die mir als Gesprächspartner, Ratgeber und Tischgenossen wichtig sind. Ich genieße es, meine literarischen Texte vor evangelischen Christen zu lesen, weil dort immer noch Reste jener hohen Kultur der Textermeneutik zu finden sind, die die evangelischen Christen lange Zeit zu den aufmerksamsten und verständigsten Lesern machte.

Grund genug, sollte man meinen, mit der Kirche, der evangelischen zumal, nachsichtig umzugehen. Oder aber auch Grund, besonders empfindlich zu reagieren, wenn die Kirche, von der man weiß, was sie sein könnte, von der man zu wissen glaubt, wie sie sein sollte, in Wirklichkeit doch auch ganz anders ist.

Die Kirche, die, wenn sie ihre eigene Botschaft ernst nähme, sich mit aller Kraft der Ökonomisierung des Lebens entgegenstellen müßte, die dort, wo sie (auch!) ein Wirtschaftsfaktor ist, eine andere Art des Wirtschaftens, der Kooperation, des Eingehens auf die Bedürfnisse der Menschen vorleben müßte, unterwirft sich heute - von löblichen Ausnahmen abgesehen - mehr und mehr jener totalitären Marktlogik, für die alles, alle Dinge und alle Lebewesen, nichts als Verfügungsmasse ist, nichts als profitabel zu verwertender Stoff. Zögernd hier und da und mit schlechtem Gewissen, das ist wahr, begleitet von einer die eigenen Zweifel wortstark überdröhnenden Rhetorik, aber eben doch Schritt für Schritt und unaufhaltsam, wie es scheint. Weil man um keinen Preis unmodern erscheinen möchte und weil man es sich nicht meint leisten zu können, jene zu verprellen, die ihre Kirchensteuer nur solange entrichten, solange die Kirche bei der Abwicklung der Geschäfte, auch der fragwürdigsten, nicht stört.

Statt hier entschlossen Widerstand aufzubieten, statt darauf zu dringen, daß die Ökonomie den Menschen zu dienen, nicht sie zu beherrschen hat, öffnen manche Modernisierer in den Kirchen heute dem Ökonomismus Tür und Tor. Sie propagieren Reformen, die, wie ich fürchte, am Ende all das zerstören könnten, was den Geist der Kirche ausmacht. Um es deutlich zu sagen: Eine Kirche, die sich als Dienstleistungsunternehmen begreift, deren leitende Angestellte, wenn sie denn etwas anderes gelernt hätten, genauso gut Reiseveranstalter oder Anlageberater sein könnten, die ihre Mitarbeiter als Kostenfaktor betrachtet und für die die Gläubigen nichts als Kunden sind, eine solche Kirche soll der Teufel holen. Sie hat in meinen Augen keine Existenzberechtigung.

Die Kirche als Startup-Unternehmen, das sich anschickt, den weltweiten Sinnsuch- und Seelsorgemarkt zu erobern, nach 2000 bzw. 500 Jahren, je nachdem wie man rechnet, rundum erneuert und voller Schwung, Optimismus und innovativer Kraft - das ist das Image, das manche protestantischen Modernisierer ihrer Kirche allzu gern verpassen würden. Sie möchten, dass die Kirche sich auf das Kerngeschäft der Verkündigung und der rituellen Lebensbegleitung konzentriert und das karitative Engagement weitgehend kappt. Ich bin froh, dass sich dagegen der Widerstand in letzter Zeit deutlicher formiert hat. Aber die finanziellen Probleme der Kirche spielen den ökonomistischen Modernisierern in die Hände.

Liebe deinen Nächsten wie dich selbst - was heißt das, in einer Zeit wachsender Armut und Arbeitslosigkeit? Wie läßt sich das zusammenbringen mit einer Politik, die dazu führt, daß wenige ungeheure Reichtümer anhäufen und die vielen anderen sich mit immer weniger bescheiden müssen? Wie geht das zusammen mit wachsender Hoffnungslosigkeit bei vielen jungen Menschen bei uns und erst recht in der früher so genannten Dritten Welt? Sind in einer globalisierten Welt nicht auch die Menschen in Afrika, Asien, Lateinamerika unsere Nächsten? Heißt sich ihrer annehmen nicht einer ganz anderen Logik folgen als der des Marktes und des kalkulierten Gewinns?

Es ist der Ungeist des platten Materialismus und Szientismus, der alle Dinge und alle Lebewesen zur Verfügungsmasse einer gefräßigen Ökonomie macht. Es ist derselbe Ungeist, der in uns die Illusion erzeugt, wir könnten uns von der condition humaine, von den Schranken und Bedingtheiten der menschlichen Existenz befreien. Der Robotiker Hans Moravec spricht am deutlichsten aus, was heute viele Wissenschaftsgläubige beseelt. Unser künftiges „transhumanes Sein“, so seine

Botschaft, wird alles Unglück, alles Scheitern, selbst den Tod überwinden. Wir werden ein „Leben ohne Krankheit und Not“ führen und „biologische Unsterblichkeit erlangen“. Es ist die den Christen vertraute Stimme der Schlange aus dem Paradies, die da aus dem Mund eines wissenschaftgläubigen Zeitgenossen zu uns spricht: „Ihr werdet sein wie Gott.“ Und was macht die Kirche?

Die Kirche, deren Aufgabe es wäre, das Recht des Gewordenen gegen die anmaßenden Macher, die Würde des Unverfügbaren gegen die Technokraten zu verteidigen, widerspricht nur halbherzig, wenn das totalitäre Projekt der technischen Reproduktion des Lebenszusammenhangs immer konkretere Formen annimmt, wenn Genetiker, Soziobiologen und Evolutionspsychologen im Bündnis mit dem mächtigen medizinisch-industriellen Komplex daran gehen, einen neuen Menschen zu schaffen, einen Menschen, für den sich Fragen der Moral und der richtigen Lebensführung in solche nach der zweckmäßigen genetischen Programmierung und der chemischen Feineinstellung auflösen.

Die Kirche hat in den letzten drei Jahrhunderten mühsam lernen müssen, sich mit der modernen Wissenschaft zu arrangieren, ihre eigene Weltdeutung nicht länger in Konkurrenz zur naturwissenschaftlichen zu sehen. Darum schreckt sie vor der sich hier anbahnenden Konfrontation zurück. Das ist verständlich. Aber was bliebe von ihrer Sicht des Lebens, von ihrem Menschenbild, wenn Wirklichkeit würde, was heute in den Labors der 'Lebenswissenschaften' geplant wird? Welche Folgen hätte es, wenn unsere Gesellschaft sich auf dieses Wahnsinnsprojekt mit allen Konsequenzen einließe?

Es ist nicht leicht, Christ zu sein, wenn man die eigene Botschaft ernst nimmt. Dabei bin ich mir bewußt, daß man die Menschen leicht überfordern kann, wenn man einen Maßstab anlegt, dem sie kaum genügen können. Und nichts liegt mir ferner als ein rigider Fundamentalismus, der das ganze Leben dem Diktat dogmatisierter Glaubensvorstellungen unterwirft. Auch halte ich nichts von einer freudlosen Caritas, die sich für andere aufopfert, aber die Mitmenschen für das Übermaß an Selbstverleugnung, das man sich abverlangt, dann doch, wie uns die Erfahrung lehrt, auf subtile Weise büßen läßt. Nein, es ist schon richtig so: Liebe deinen Nächsten *wie dich selbst!* Allerdings, so viel, denke ich, kann man von Christen wohl verlangen: daß in ihre Lebensführung, ihre private wie berufliche, ein wenig zumindest von dem einfließt, was sie sonntags oder zu Weihnachten oder am Reformationstag in der Kirche beglaubigen, was sie, nach ihrem Bekenntnis gefragt, zu glauben vorgeben.

Warum verlangt die Kirche ihren Mitgliedern dies so selten ab? Warum trauen so viele Christen, wenn sie doch überzeugt sind von der Wahrheit ihres Glaubens, diesem dennoch nicht zu, daß er für das Leben taugt? Warum sind es so wenige, die *mit* ihrer Kirche, ermuntert und angeleitet *durch* ihre Kirche sich mit anderen zusammentun, um ein Lebensexperiment zu wagen, das ihren Glaubenüberzeugungen halbwegs entspricht?

Wenn die Kirche ihren besseren Traditionen treu bleiben will, denke ich, muß sie sich heute, da ein neuer ökonomischer Totalitarismus droht, als Hüterin des Außerökonomischen verstehen. Die Kirche sollte ein Ort sein, an dem die Grundfragen der menschlichen Existenz besprochen werden, eine Gemeinschaft, in der man sich zusammenfindet, um zu tun, was einem gut und richtig erscheint - *weil*

es einem gut und richtig erscheint, nicht um irgendeines Vorteils willen. Dies vor allem könnte die Kirche auch heute noch interessant machen. Auch für junge Menschen, denen mißmutige ältere Herrschaften - wie zu allen Zeiten - auch heute wieder fälschlicherweise nachsagen, daß sie nichts als ihren egoistischen Vorteil, nichts als oberflächliches Amüsement im Kopf hätten.

Ich weiß, es gibt Menschen, die auch heute noch von den Kirchen vor allem Antworten erwarten, nach Möglichkeit endgültige, abschließen-de Antworten. Ich will mich nicht erheben über diese Menschen, die in ihrer Not und Unsicherheit nach Zeichen schreien, strahlenden Zeichen einer Glaubensgewißheit, die uns über alle Zweifel erheben soll. Aber kann die Kirche, kann überhaupt eine Instanz mit gutem Gewissen solche Antworten geben, solche Zeichen setzen? Werden wir, wenn wir ehrlich sind, nicht immer wieder auf uns selbst zurückgeworfen und auf jenen Funken von Glaube, Hoffnung und Liebe, der uns zwar helfen kann, das Leben *praktisch* zu bestehen, der aber keinerlei *theoretische* Gewißheit liefert?

*Glaubt jenen, die die Wahrheit suchen, zweifelt an denen, die sie finden*, hat André Gide einmal geschrieben. Ich wünsche mir eine Kirche, die den Zweifel als den wahren Grund des Religiösen hütet, die die Menschen anhält, sich ohne metaphysische Versicherungspolice auf das Abenteuer der Existenz einzulassen, die ihnen zumutet, auf eigene Faust in sich selbst und im anderen, in den Dingen und den Lebewesen, die sie umgeben, die Spur des Göttlichen zu entdecken. Ist das zu viel verlangt? Ist es weltfremd, zu vermuten, daß die Glut des Zweifels eher die Herzen der Menschen, der jungen zumal, zu entzünden vermag als das kalte Licht eherner Gewißheiten?

Für uns moderne Menschen ist Glauben keine andere Form des Wissens, schon lange keine höhere. Aber auch das sollten wir nicht vergessen: unsere stolzen Wissenschaften selbst ruhen auf Grundlagen, die sich dem wissenschaftlichen Beweis entziehen. Und wenn sie, wie es heute geschieht, immer tiefer in die Lebenswelten und damit in das moralische und religiöse Sein der Menschen eindringen, dann könnte es dazu kommen, daß sie mit dem Humanum auch ihren eigenen Geltungsgrund zerstören.

Jürgen Habermas hat in seiner Rede anlässlich der Entgegennahme des Friedenspreises 2001 unsere Gesellschaft – mit einem unüberhörbaren normativen Nebensinn – als *postsäkulare* Gesellschaft bezeichnet und sich für ein pragmatisches Arrangement zwischen Religion und säkularer Wissenschaft ausgesprochen. „Bisher“, so Habermas, „mutet der liberale Staat nur den Gläubigen unter seinen Bürgern zu, ihre Identität gleichsam in öffentliche und private Teile aufzuspalten.“ Dies führe aber zu einem „unfairen Ausschluß der Religion aus der Öffentlichkeit“, der umso unberechtigter und am Ende wohl auch schädlicher sei, als damit auch die religiösen Grundlagen von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit verleugnet würden. Unsere Gesellschaft würde sich nur dann „nicht von wichtigen Ressourcen der Sinnstiftung abschneiden, wenn sich auch die säkulare Seite einen Sinn für die Artikulationskraft religiöser Sprachen bewahrt.“

In einer 2005 erschienenen Aufsatzsammlung unter dem Titel *Zwischen Naturalismus und Religion* hat Habermas diesen Grundgedanken genauer ausgeführt. Über das *postsäkulare* Bewusstsein heißt es dort: „Unter agnostischen Prämissen enthält es sich einerseits des Urteils über religiöse Wahrheiten und

besteht (in nicht-polemischer Absicht) auf einer strikten Grenzziehung zwischen Glauben und Wissen. Auf der anderen Seite wendet es sich gegen eine szientistisch beschränkte Konzeption von Vernunft und den Ausschluß der religiösen Lehren aus der Genealogie der Vernunft.“

Kein Zweifel, ein weises Arrangement. Ich selbst freilich kann mich nicht immer *des Urteils über religiöse Wahrheiten* enthalten, zum einen, weil ich mir der religiösen Wurzeln unserer säkularen Ordnung durchaus bewusst bin und daher immer auch Betroffener bin, und zum andern, weil einige dieser religiösen *Wahrheiten* – vielleicht sollte ich besser sagen: dieser angeblichen religiösen Wahrheiten – sich bis heute immer wieder als Quelle oder Deckmantel menschenverachtender Praktiken erweisen. So sehr ich Habermas zustimme, dass wir dem Religiösen nicht in säkularistischer Arroganz jedes Recht auf öffentliche Artikulation absprechen sollten, so entschieden bin ich allerdings der Meinung, dass im öffentlichen meinungsbildenden Diskurs die Berufung auf ein geoffenbartes Wissen illegitim ist und bleiben sollte.

Wer verstünde nicht das Bedürfnis nach letzter Gewißheit, nach Ruhe und Geborgenheit in einer Welt des rasenden Wandels und der vielfältigen Bedrohungen? Wenn wir Glück haben, finden wir etwas davon in der Liebe und in der Freundschaft, in der Familie und im Freundeskreis. Warum nicht auch in einer christlichen Gemeinschaft, die das Ethos der Nächstenliebe zur Lebensform erhebt? Haben wir nicht allen Grund, zusammenzustehen, da wir doch wissen, daß es so weit nicht her ist mit der stolzen Autonomie des modernen Individuums? Kann es uns nicht auch zusammenführen, wenn wir erkennen, daß wir bezüglich der letzten Dinge viele drängende Fragen, aber keine verlässlichen Antworten haben?

Die Religion und die christliche Botschaft, so wie ich sie verstehe, ist in ihrem Kern alles andere als ein Ruhekitzel. Es gibt eine Geschichte von einem evangelischen Pfarrer und einem Rabbiner, die ich irgendwo gelesen habe. Bei einer Tagung – sagen wir in einer Evangelischen Akademie – haben beide im gleichen Zimmer übernachtet. Beim Frühstück wendet sich der Pfarrer an den Rabbiner: „**Ich hoffe, ich habe Sie nicht gestört dadurch, daß ich so lang das Licht habe brennen lassen. Aber wenn ich nicht abends eine Viertelstunde das Wort Gottes gelesen habe, kann ich nicht schlafen.**“ Darauf erwidert der Rabbiner: „**Merkwürdig. Wenn ich abends eine Viertelstunde das Wort Gottes läse, ich könnte nicht schlafen.**“

Ich bin in dieser Angelegenheit eher auf der Seite des Rabbiners. Meiner Meinung nach stellt die unerschütterliche Kontenance angesichts der christlichen Botschaft und der Herausforderungen der Welt für die Kirche und für jeden einzelnen Christen heute die größte Bedrohung dar. Wer angesichts gewisser Zustände nicht den Verstand verliert, hat Lessing einmal gesagt, hat wahrscheinlich keinen zu verlieren. Wer angesichts des skandalösen Unrechts auf der Welt, angesichts von Gewalt, Terror und Unterdrückung, angesichts der Arroganz der Mächtigen und der duckmäuserischen Dummheit der Machtlosen niemals – nicht einen Augenblick lang – an der weisen Vorsehung zweifelte, an seinem bequemen Sonntagsglauben irre würde, könnten wir einem solchen Menschen vertrauen?

Ich für mich habe mich entschlossen, den Zweifel zuzulassen, ihn nicht zwanghaft abzuwehren. Aber Zweifeln heißt nicht *verzweifeln*, Zweifel und Hoffnung, Zweifel

und soziales wie politisches Engagement gehen durchaus zusammen. Ja, wenn man das Unheil bedenkt, das Menschen angerichtet haben und bis heute anrichten, die *keine* Zweifel haben, die ihre Meinungen und ihre Handlungsanweisungen direkt aus ihnen angeblich zuteil gewordener göttlicher Offenbarung zu beziehen meinen, dann tun wir, glaube ich, alle gut daran, uns an die Zweifler zu halten. Zweifeln heißt nicht verzweifeln. Es heißt auch nicht, der Religion und dem Religiösen ihr Recht absprechen, sich auf eine platte Diesseitigkeit zu versteifen, die das Menschlichste leugnet: die Ahnung der Transzendenz.

Hier wäre jetzt von dem zu sprechen, wovon nicht gesprochen werden kann, allenfalls in Umschreibungen, in angefangenen und nicht zu Ende geführten Sätzen: von religiöser Erfahrung, von dem, was andere Gott nennen, als wüßten sie, was das ist. Ich habe es vor Jahren bei anderer Gelegenheit getan und bin damit gescheitert. „Wer angesichts einer schönen Landschaft Dankbarkeit empfindet“, sagte ich auf einer Tagung der Evangelischen Akademie in Tutzing, „macht eine religiöse Erfahrung. Ebenso, wer in den Gesichtern der Armen und Unterdrückten das Antlitz des erniedrigten Gottes erkennt. Religion ist für mich die merkwürdige, beunruhigende Fähigkeit, im Vergänglichen die Spur des Unbedingten zu erkennen.“

Die oft beklagte „metaphysische Obdachlosigkeit“ des modernen Menschen bedeutet keineswegs, daß mit dem Zusammenbruch der alten Dogmengebäude uns auch gleich der metaphysische *Spürsinn* abhanden gekommen wäre. Selbst der erklärte Agnostiker Albert Camus stößt am Ende seines Essays 'Der Mensch in der Revolte', an der Stelle nämlich, wo er nach dem Durchgang durch den Nihilismus der Moderne sich für „Ithaka, die treue Erde“ entscheidet, auf eine solche Spur: Er nennt sie „die sonderbare Freude, die zu leben und zu sterben hilft.“

Vielen unter Ihnen, ich weiß es, ist dies zu wenig. Manchem außerhalb dieses Kirchenraums ist womöglich auch dies schon zu viel. Ich bin noch immer nicht weiter gelangt, unterwegs auf einer Straße, deren Ziel ich nicht kenne. Aber vielleicht gilt ja auch hier, was in anderem Zusammenhang, in Ablehnung politischer Endzielhoffnungen, gesagt worden ist: *Der Weg ist das Ziel.*